

ein leichtes Zelluloidkorsett bekommen, das den ganzen kleinen Körper eng umschließt und ihm trotz seiner Leichtigkeit eine große Festigkeit gibt. Andere Korsetts und Geradehalter sind im Krüppelheim streng verpönt und werden überhaupt nicht mehr angefertigt. Man will ja doch jedes Kind gesund machen und so weit wie möglich zur Heilung bringen. Die schweren Gipskorsetts stützen zwar den armen schwachen Körper, lassen aber schließlich Muskeln und Knochen ganz verkümmern, sodass der arme Mensch niemals seine schachen Gliedmaßen gebrauchen lernt.

Über all diesen Beobachtungen vergessen wir ganz die Schulstunde, die die junge Lehrerin erteilt. Uns zu Ehren geht ein Kreuz- und Querfragen auf allen Gebieten los: aus Geschichte, Erdkunde, Deutsch und Religion, und zum Schluss stellt sich die ganze kleine Garde so stramm, wie es nur geht, auf und singt einen schönen Kanon.

Gesang tönt auch aus dem sonnigen Spielzimmer mit seinen hübschen Friesen, wo die noch nicht schulpflichtigen Kinder zusammen vergnügt sind, basteln, bauen und über allem Spielen Schmerz und Leid vollkommen vergessen haben.

Aber auch diese Kleinen haben heute noch zu „arbeiten“. Der hübsche kleine Turnsaal oben im ersten Stock darf gar nicht leer werden. Zwei Schwestern beaufsichtigen das orthopädische Turnen, das für jedes Kind besondere Übungen vorschreibt. Am beliebtesten scheint das Kriechen zu sein. Groß und Klein rutschen da herum in blauen Turnhöschen, dicken Socken und untergeschnallten Filzplatten unter Knien und Händen. Der Oberkörper ist nackt und mit großer Freude verfolgt man das lebendige und kräftige Spiel der Muskeln, die gerade durch diese langstreckende Bewegung sich festigen und erstarken. Am vergnügtesten und eifrigsten ist klein Elli, ein 6 jähriges niedliches Mädchen, dessen festem und straffem Körperchen man es nicht ansieht, in welchem Zustande sie vor ½ Jahr hier eingeliefert wurde. Völlig unternährt mit leblosen krummen Beinchen, die das Stehen nicht gestatteten, und einem unnatürlichen Kartoffelbäuchlein wirkte das Kind wie ein Zweijähriges, und schien auch geistig recht vernachlässigt und ungeweckt. Jetzt ist die kleine Person das lebendigste Quecksilber, Ärmchen und Beinchen sind längst gestreckt und rund und werden durch die tägliche Massage immer fester.

An der Wand macht ein hüftkrankes kleines Mädchen seine Gehversuche. Im Storchschritt geht es gemessen auf und ab, lässt sich an der Wand herauf und herunter und zeigt uns mit Stolz, dass es auf der Leiter schon zwei Sprossen auf einmal nehmen kann. Wenn es von den besorgen Eltern, die ihr blasses kleines Töchterchen nicht weggeben wollten, nicht gar so spät erst eingeliefert worden wäre, hätte sich die Heilung gewiss viel rascher vollziehen können.

Mit dem Herumkriechen ist aber die Arbeit noch lange nicht getan. Da sind die verschiedensten Apparate, die eine Kräftigung der Hüfte oder der Nackenmuskulatur erreichen sollen. Es scheint uns wie eine Folter, als die Schwester nun ein ziemlich schweres Sandsäckchen an eine Kette hängt, das mit einer Wendung des Kopfes heraufgezogen werden soll. Aber von Quälerei, Marter und Folter kann wirklich nicht die rede sein, wenn man sieht, mit welchem Interesse die Kinder bei der Arbeit sind, wenn sie gar nicht aufhören wollen und die Schwester bitten, das Gewicht noch etwas schwerer zu machen.

Das ist das Geheimnis der Krüppelerziehung. Aus scheinbar Lebensuntauglichen, Beiseitegestellten und Ausgestoßenen sollen Menschen gemacht werden, die alle Lebenskräfte und Energien, die auch ihnen Gott der Herr beschert hat, aus sich herausholen. Lebensbejahung atmet dieser Turnraum und von der Energie und der Selbstzucht der Kinder könnten noch die Erwachsenen etwas lernen. Schon die Aller kleinsten werden nicht etwa bedauert oder

Bemitleidet, sondern dazu angehalten, ihre Gliederchen nach Kräften zu gebrauchen. Ein dreijähriges Kerlchen, das mit einwärts gekehrten Füßchen nach Wolfshagen gebracht worden ist, versprach seinem Vater beim Abschied ganz ernsthaft, dass er auch so gerade Beine bekommen wolle wie Väterchen. Bald verstand er den Zweck aller Übungen, die die Schwester an ihm vornahm und oft fand man ihn unter dem Tisch sitzen, wo er sich mit dem Kopf ganz fest angestemmt hatte und seine Füßchen immer wieder mit den beobachteten Wendungen nach außen kehrte, damit sie die richtige Lage bekämen. Es dauerte gar nicht lange, da hatte er wirklich so gerade Beine wie Vater und war auch sonst ein strammer, energischer und zielbewusster kleiner Mensch geworden, der sich im Leben geriß durchsetzen wird.

Wie braun doch die Kinder alle im Turnraum schon sind, und wir haben doch noch gar nicht Sommer. Ja, seit einigen Jahren ist die große Sehnsucht des Hauses erfüllt, und eine Höhensonne schenkt den schwachen Kindern die Kraft, die früher gerade im Winter so schmerzlich vermisst wurde. Aber wenn nun erst die richtige Sonne kommt, dann geht es auch bald heraus ins Freie. Eine breite Rampe ermöglicht es, dass auch die bettlägerigen Kinder Tag für Tag herausgefahren werden können ins offene „Knusperhäuschen“, wo die Sonne ungehindert Zutritt hat und wo man auch bei Regenwetter an der frischen warmen Luft bleiben kann. Sonst entwickelt sich natürlich auf dem Rasen das gleiche fröhliche Bild wie im Turnraum. Kleine Krüppelkinder müssen ja noch viel mehr Bewegung haben als andere Kinder, denn in der Ruhe werden die Glieder nicht gebrauchsfähig. Auch die mit den gelähmten Händchen und den zittrigen Fingern, die kaum etwas halten können, die jedes Stück Papier zerreißen, werden langsam und geduldig an irgend eine kleine Beschäftigung gewöhnt, die sie mit größter Freude ausführen, bis immer noch ein bisschen mehr dazu kommt.

In der gesunden Landluft und in der Stille des abgeschlossenen Ortes erholen sich die im lauten lärmenden Familienkreise oft angegriffenen Nerven und aus dem launischen, missmutigen Kinde wird ein strahlendes und freundliches Sonnenscheinchen.

Dass die gute pflege und Ernährung nicht fehlt, dafür sorgt schon der weite Garten mit seinem Gemüse- und Obstreichum. Milch liefern die 5 braven Kühe, die im Stall stehen. Der Stolz der Schwestern ist die eigene Kälberaufzucht. Ein Wunschziel ist es auch, dass keine Eier gekauft zu werden brauchen, sondern dass die eigenen Hühner die Eier liefern und die Suppenhühner dazu. Schon jetzt ist der Hühnerhof mit seinen fleißigen hennen sehr stattlich, er soll aber noch auf 200 Stück erweitert werden.

Im Garten mit seinen vielen schönen Plätzchen, seinen Hecken und Frühbeeten (vom Knusperhäuschen haben die bettlägerigen Kinder einen besonders schönen Blick auf eine Tannengruppe und ein Rosenbeet) umstreicht uns schnurrend ein Kater. Recht schwarz und böse sieht er aus, ist aber doch ein ganz friedliches Tier, das den Vögeln nicht zu Leide tun kann, denn es hat nur noch drei Beine. Die Leute im Dorf sagen: er muss wohl gewusst haben, wo das Krüppelheim ist, dass er sich gerade dort als Hausgenosse eingefunden hat. Ihm kann aber auch die beste Massage und Turnkunst die fehlende Vorderpfote nicht wiedergeben!

II.

Während wir uns noch unten im Garten unterhalten, tönen aus den offenen Fenstern der oberen Räumen so laute Stimmen, dass wir merken, dort geht es sehr vergnügt und lärmend zu. Auf unsere Frage erhalten wir die Antwort, dass dort gerade die Taubstummen Unterricht

haben und die taubstummen Kinder können nicht leise sprechen. Auch diesen Zweig der Anstaltsarbeit müssen wir kennen lernen.

12 taubstumme Kinder allen Altersstufen beherbergt jetzt Wolfshagen und zwei Schwestern sind eigens mit ihrer Ausbildung und ihrem Unterricht betraut. Bei unserem Eintritt tönt uns ein lautes „Guten Tag“ entgegen. Besuch haben die Kinder gar zu gern und sind auch gar nicht scheu, das vorzuweisen, was sie schon können. Voll Stolz bringen sie ihre Hefte und zeigen, was sie geschrieben und gemalt haben, deuten auf die niedlichen bunten Gegenstände aus Holz, Papier und Plastilin, die Wände und Schränke füllen und die alle von ihnen selbst angefertigt sind. Dem taubstummen Kinde, das mit überaus wachen Sinnen und mir unerhört feiner Einfühlung sich in seiner Umgebung umsieht, wird der Alltag zum besten Unterrichtsgegenstand. Alles, womit das Kind in Berührung kommt, hat seinen Namen, der laut und deutlich ausgesprochen werden muss. Damit sich das Wort Ball um so leichter einprägt, ist es am besten, man nimmt die bunte Kugel recht oft in die Hand, zeichnet sie mit bunten Stiften und schreibt auch das Wort Ball daneben. Das gute Gedächtnis sorgt dafür, dass man so etwas so leicht nicht wieder vergisst, am wenigsten die Sachen, die man selber geformt hat, wie Osterhäschen oder wie das Bilderlotto, das von ihnen selbst angefertigt worden ist. So erobert sich der Taubstumme die Welt der Begriffe, und überraschend schnell ist auch der Übergang von den konkreten Dingen zu den abstrakten Begriffen gefunden, sodass schließlich auch der Religionsunterricht und bei den größeren Kindern sogar der Konfirmationsunterricht keine besonderen Schwierigkeiten mehr bietet. Mit dem Sprechenlernen werden nach und nach die Schulfächer übernommen, sodass auch das taubstumme Kind, das ganz anders arbeitet wie das gesunde Kind, das normale Volksschulpensum in den Elementarfächern erledigen kann.

Nur der Unterricht in der polnischen Sprache fällt weg, denn es ist wirklich genug, wenn das Kind die Muttersprache einigermaßen beherrscht, um sich nach seiner Rückkehr ins Elternhaus mit den andern verständigen zu können. Darauf freut sich schon der lange Bengel am meisten, dessen größter Schmerz es ist, dass Eltern und Geschwister ihn nicht verstehen, infolge seiner polnischen Sprache, die er in der staatlichen Taubstummenanstalt gelernt hat. Es ist ein urkomisches Bild, wenn der große starke Junge vor der zierlichen kleinen Schwester steht und ernsthaft und mit angestrenzter Aufmerksamkeit auf die Lippen sieht, deren Formung er nach Möglichkeit nachbildet.

Auch hier, wie bei den Krüppelkindern wird der größte Wert darauf gelegt, dass die in dem Kinde schlummernden Kräfte geweckt werden, dass das Kind an seine eigene Energie und Spannkraft selbst die größten Anforderungen stellt und in Geduld und Fleiß nicht ermüdet. Ein kleines Lob zur rechten Zeit, wenn der Unterschied zwischen dem schwierigen D und T, zwischen G und K gefunden worden ist, veranlasst ein freudiges Aufblitzen der Augen, ein glückliches Lachen und gibt Mut, an neue Lautschwierigkeiten heranzugehen.

Warum aber wird bei dem Unterricht dieser Stimmenaufwand entwickelt? Die Lehrerin muss mit aller Stimmkraft sprechen, weil nur dann Mundbildung und Kehlkopfbildung scharf genug hervortreten. Für die Kinder selbst ist das Sprechen auch eine Anstrengung, die unmöglich leise erledigt werden kann, zumal sie doch nicht hören und der große Lärm sie daher absolut nicht stört.

Nach dem Unterricht möchten kleine Faultiere, besonders beim Spielen und Essen, unbewusst zum „Plaudern“ zurückkehren, d.h. zur Gebärdensprache, die wohl die beste internationale Sprache der Welt ist. und die bei den Taubstummen raffiniert ausgebildet ist. Sie haben sogar ihre kleinen Geheimzeichen, die die Schwester nicht einmal versteht und auch nicht verstehen will, weil sie natürlich es durchsetzen will, dass die Kinder das

„Plaudern“ nach und nach ganz verlernen und sich nur in der normalen Sprache unterhalten. Schließlich erziehen sie sich auch gegenseitig am besten und machen es den Neuhinzukommenden immer wieder verständlich, dass gar nicht geplaudert werden darf..

III.

Die Jungmädchen des Jungmädchen-Erholungsheims, abgekürzt Ju. M. E. „Jume“, besuchen wir zuerst in den Wirtschaftsräumen, wo die Heimchen überall verstreut sind. Jedes junge Mädchen darf sich auswählen, wo es bei seinem Aufenthalt im Heim neben dem theoretischen Unterricht in allerlei wissenschaftlichen Fächern und in hauswirtschaftlichen Dingen fortgebildet werden will oder ob es eine Ausbildung in Büroarbeit wünscht. In den großen Wirtschaftsräumen, wo die Küchenschwester als liebe sorgende Hausmutter ihr gütiges Zepter schwingt, werden einige in die Geheimnisse des Brotbackens eingeweiht, das auch in der Anstalt selbst erledigt wird und köstliche Ergebnisse liefert. Sogar Semmeln werden gebacken. Andere sind in der Plättstube beschäftigt; denn die Wäsche der etwa 100 Insassen des Hauses erfordert viele sorgsame Arbeit; wieder andere putzen Gemüse. Weil wir so wie so schon unten sind, besuchen wir gleich den hübschen Essraum der jungen Mädchen mit seinen festen Rotbuchtischen und den dauerhaften bunten Holzstühlen, wo die frische Schar sich mehrmals am Tage zusammenfindet. Der Tischdienst wird abwechselnd versehen, sodass jeder einmal in der schmucken Spülküche und Anrichte sein Amt hat.

Der Unterricht in der Büroarbeit will natürlich keine Handelsschule ersetzen, vermittelt aber doch gute Kenntnisse in Schreibmaschine, Stenographie, Buchführung und Korrespondenz.

Wer sich gern mit Kleinkinderpflege beschäftigt, hat auch hierfür Gelegenheit, allerlei zu lernen, besonders wenn recht viele Babys da sind, denen immer die große Liebe des Hauses gehört, wenn sie unter der liebevollen Pflege so recht munter heranwachsen und tüchtig gedeihen.

Nicht zu vergessen ist die Schneiderstube, wo ebenfalls das Hausschneidern tüchtig geübt wird und kunstvolle Handarbeiten entstehen. In der Schneiderstube lernen übrigens auch die Krüppelkinder und taubstummen Mädchen, damit sie später im Leben besser vorwärtskommen. Auch sonst werden sie in allen häuslichen Arbeiten geübt und geschult.

Am Nachmittag findet sich die ganze fröhliche Jungmädchenschar nach gemeinsamen Spaziergang, Spiel und sonstigen Aufenthalt im Freien zu den wissenschaftlichen Stunden zusammen, die gerade für die jungen Mädchen so notwendig sind, die keine entsprechende Schulbildung genossen haben. Der Lehrplan sieht alle nur erdenklichen Fächer vor, auch Fremdsprachen und Musikstunden, die auch privat gegeben werden.

Aber das Wichtigste an dem Wolfshagener Pensionatswerk sind diese Kenntnisse nicht, so nützlich sie auch sein mögen. Das Beste und Wertvollste ist doch der Aufenthalt in der geistigen Luft des Hauses, das trotz allen Leidens und Elends durchleuchtet ist von Sonne und durchwärmt von Liebe. Hier, wo die Schwesternschaft täglich neu in Selbstverleugnung und Aufopferung sich zum Dienst an den Ärmsten bereit findet, lernt man es, Eitelkeit und Selbstsucht zu überwinden. Manches junge Mädchen mag denken: Wie langweilig muss es doch in Wolfshagen sein, wo es gar kein Geschäft gibt, keine Konditorei, kein Theater oder Kino, wo einen die Kleinbahn nur zweimal in der Woche mit der großen Welt verbindet! Aber gerade dies Leben in der Stille ist für junge Mädchen, die mitten in der Entwicklung stehen, nur segensreich. Hier werden sie einmal selber stille und lernen es, auf ihren inneren Menschen zu achten, sich zu besinnen auf Ziel und Aufgaben ihres Lebens.

Wenn auch das Jungmädchenheim, das in einem eigenen Haus untergebracht ist, durchaus sein Eigenleben führt, so wird doch der lebendige Zusammenhang der drei Arbeitsgebiete untereinander aufrecht erhalten. Gemeinsam wird der Tag begonnen und geschlossen mit einer Andacht im schönen Kirchensaal, dessen schlichter Altar nur einen Kruzifixus zeigt und der gerade für die kleine Anstaltsgemeinde ausreicht. Da kommen sie einher, die Gesunden und die Kranken, die Schwestern und die Kinder und beugen sich in der Frühe und am Abend unter Gottes Wort. Jeder, der die liturgisch reich ausgestalteten Andachten miterlebt hat, wird sie immer im Gedächtnis bewahren und empfinden, dass auch hier sich Gemeinde bauen kann.

Aber der schöne große Saal ist nicht nur für die gottesdienstliche Feiern hergerichtet. Harmonium, Klavier und Geige sorgen dafür, dass die Musik tüchtig gepflegt wird und oft freut sich groß und klein an einer musikalischen Feierstunde, in der auch schöne und fröhliche Volkslieder erklingen.

An jedem Sonntag Abend sitzt die Jungmädchenschar zusammen mit den Schwestern im gehaglichen großen Wohnzimmer bei der Mutter Oberin, wo es ebenfalls oft recht fröhlich und übermütig zugeht, und nicht immer sollen nur die Backfische zu dummen Streichen anstiften. Oft steckt auch den würdigsten Schwestern der Kopf voller Flausen-

Alle Feste werden natürlich vom ganzen Haus gefeiert. Mit zu den schönsten gehört wohl das Puppenfest. Alle Krüppelkinder zusammen feiern nämlich an einem Tag im Jahr gemeinsam ihr Fest, so, wie die kleinen Chinesenkinder, die auch alle an Neujahr Geburtstagsgeschenke erhalten. Jedes Mal wird dabei außer dem Kuchen und der Speise und den netten kleinen Geschenken, irgend etwas Besonderes unternommen und die Schwestern sind unermüdlich im Freudebereiten und scheuen keine noch so mühevollen Arbeit, nur um ein recht frohes Lachen ihrer Kinder zu hören. Dann sieht der große Saal eine lustige Gesellschaft, die sich austoben darf, wie sie nur mag und dieses Vorrecht auch gründlich ausnützt. Auch wenn Besuch kommt, gibt es immer ein großes Fest, weil Besuch natürlich alle gleichmäßig interessiert. Mürrische und übellaunige Menschen kann man in diesem fröhlichen Heimleben nicht gebrauchen, auch die Selbstsüchtigen haben hier nicht den rechten Platz. Hier soll einer den anderen Liebe erweisen und Freude machen.

Schlusswort

Nun haben wir Wolfshagen kennen gelernt, dieses stille, abseits gelegene Fleckchen Erde. So recht geborgen und wie eine Stätte des Friedens erscheint es uns. Davon will es auch künden und zeigen, wie rechte Liebe Licht und Freude hineinzutragen vermag in so manches umdüstertes und traurige Kinderleben mit all seinen Gebrechen und Hemmungen. Darum nehmen wir auch nicht nur einen äußeren Eindruck mit von den hellen und freundlichen Räumen, dem großen Obst- und Blumengarten mit den fröhlichen Kindern, sondern wir haben Wolfshagen lieb gewonnen und scheiden als Freunde von diesem Werk der Liebe mit dem Segen. Es braucht viele Freunde, Freunde, die fürbittend ihre Hände falten, dass Gott weiterhin dem Hause Segen schenken möge und Freunde, die freigebig ihre Hände auf tun, um mit ihren Gaben dazu beitragen, dass noch vielen Kindern geholfen werde.

Wir bitten herzlich, junge oder auch ältere Mädchen von 18 bis 38 Jahren, die einen unbescholtenen Ruf, die nötigen körperlichen und geistigen Kräfte und den ernstesten Willen haben, den Anordnungen der Vorgesetzten fröhlich Gehorsam zu leisten, und alles zu lernen, was zu solchem Dienst nötig ist, auch sich willig brauchen zu lassen, wo es immer sei, und die unscheinbarsten Aufgaben gern zu erfüllen, die dies alles als Dienst für den Herrn ansehen, sich zur Aufnahme als Diakonissenschülerin zu melden.

Aufnahmebedingungen

Zum Eintritt in das
Diakonissen-Mutterhaus „Ariel“,
Kinderkrüppelpflege- und Erziehungsanstalt e.V.
Kijaszkowo, pow. Wyrzyst.

Das Amt der Diakonie ist der Dienst der Barmherzigkeit an Kranken, Siechen, Verkrüppelten, Blinden, Armen und Verlorenen in der Christengemeinde und unter den Heiden.

Diakonisse heißt Dienerin. Das ist wichtig, dass du weißt, wem du dienst. Ist Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, dein Heiland und dein Herr, durch dessen teuer ergossenes Blut dich erlöst weißt, und dem du nun wieder dienen willst aus dank und Liebe, also dass es Wahrheit in deinem Leben geworden ist: „Die Liebe Christi dringet mich also“, dann darfst du hoffen, dass er sich deinen Dienst will gefallen lassen, und dann auch segnen wird, was du für ihn tust. Dann sollst du erfahren, dass solch Dienst wohl mühselig, aber auch sehr köstlich ist und die Verheißung hat: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Der Dienst an unsern Elenden ist recht eine Aufgabe erbarmender Liebe, wie sie zum Amt der Diakonie gehört. Wie schon damals: „Jesus vor die Füße gelegt wurden und er sie heilte“ (Matth. 15,30), so wollen wir sie ihm bringen, sie an Eltern Stelle – meist doch für Jahre – pflegen, erziehen, unterrichten, ihren Gaben und Fähigkeiten studieren, um ihnen Möglichkeiten zu erschließen, dass sie trotz ihrer Verkrüppelung ein nutzbringendes Leben führen können. So ermahnt auch der Herr Luk. 14, 13, sie einzuladen und verheißt: Vers 14 : „So bist du selig; denn sie haben es dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten.“

Wer das Diakonissenamt begehrt, begehrt ein Amt in der Gemeinde des Herrn und muss deshalb mitbringen einen unbescholtenen Ruf, die nötigen körperlichen und geistigen Kräfte, den ernstesten Willen, unsern Anordnungen fröhlich Gehorsam zu leisten, und alles zu erlernen, was zu solchen Dienst nötig ist; sich auch willig brauchen zu lassen, wo immer es sei; auch die unscheinbaren Aufgaben gern erfüllen; und in einem Alter von 18 bis 38 Jahren stehen.

Der Meldung ist beizufügen:

1. Ein selbstgeschriebener und selbstverfasster Lebenslauf, welcher über die wichtigsten Ereignisse des Lebens, sowie insbesondere darüber Auskunft gibt, wie der Wunsch, Diakonisse zu werden, entstanden ist-
2. Die schriftliche Einwilligungserklärung der Eltern oder des Vormundes
3. Das Abgangszeugnis der Schule
4. Der Taufschein
5. Ein versiegeltes Sittenzeugnis von dem Seelsorger
6. Ein versiegeltes ärztliches Gesundheitsattest
7. Der polizeiliche Anmeldeschein ist beim Eintritt mitzubringen.

Der Vorstand

„Helfen und Heilen“

Teil 2

1933 - 1993

**Erinnert und aufgeschrieben von
Schwester Dorothea Trute**

Uns liegt dieser Bericht zum 25jährigen Jubiläum des Wolfshagener Werkes vor. Inzwischen sind fast 60 Jahre vergangen, und es hat wohl keines der Werke der Inneren Mission eine so wechselvolle Geschichte gehabt wie dieses und das später mit ihm verbundene Stanislauerwerk. Als eine der letzten, die sich noch erinnern, will ich versuchen, diesen langen Weg nachzugehen.

Das Anwachsen des Nationalsozialismus in Deutschland wirkte sich bald auch auf das Leben unserer Volksgruppe in Polen aus. Die heimliche Feindschaft trat offener zu Tage, die Maßnahmen gegenüber deutschen Einrichtungen wurden verschärft. So mussten jährlich äußerst genaue Angaben über Tätigkeiten und Zweck unserer Einrichtung an die polnischen Behörden gegeben werden. Die Schwestern mussten ihre Prüfungen in polnischer Sprache an polnischen Schulen absolvieren, bzw. zu Zusatzausbildungen nach Warschau gehen, da es ja keine deutschen Ausbildungsstätten gab. Auch die Schule stand unter Aufsicht des Kreisschulinspektors, und die Inspektionen waren sehr gefürchtet, aber im Großen und Ganzen konnten wir unsere Arbeit geregelt fortführen.

Wir mussten Kinder, die nicht in Wolfshagen operiert werden konnten, nach Posen in die Orthopädische Klinik bringen (120 km), die Kosten für den Aufenthalt und die Fahrten waren enorm hoch. Da die Pflegegelder nur sehr sparsam eingingen, bzw. nicht gezahlt werden konnten, musste die Hausleitung immer um das nötige Geld kämpfen. Die Innere Mission Posen, das Konsistorium und der Deutsche Schulverein sicherten den Bestand der Anstalt. Ansonsten trug der große Garten durch den Fleiß der Schwestern wesentlich zur Aufrechterhaltung des Haushaltes bei. Deshalb war es für uns ein ganz besonderes Geschenk des Himmels, als wir von einem kinderlosen deutschen Ehepaar die Landwirtschaft und den Hof erwerben konnten. Schon damals war es nicht einmal deutschen Bauern erlaubt, die Höfe den Söhnen zu überschreiben, sie durften nur an Polen verkauft werden. Um so mehr hat damals die Tatsache großes Erstaunen erregt, als uns dieser Hof zugesprochen wurde. Nun wurde das Bauernhaus umgebaut und als Feierabendhaus für unsere Schwestern gedacht; vorerst aber beherbergte es Gäste, die im Sommer auch Mütter mit Kindern und Säuglingen. Die Erträge der Landwirtschaft verbesserten die Lage des Hauses wesentlich, und die Schwestern hatten viel Freude an „ihrer kleinen Wirtschaft“.

Zu erwähnen sei auch noch, dass wir neben der orthopädischen Heilarbeit und der Jungmädchenausbildung einen Konfirmandenunterricht durchführten, da ja viele Kinder keine deutschen Schulen mehr besuchen konnten und somit keinen Konfirmandenunterricht erhielten. Sie blieben eine Zeitlang bis zur Konfirmation bei uns und wurden von den Schwestern und dem Anstaltsgeistlichen (Pfarrer Rutz-Elsingen) gefördert.

Die letzte Zeit vor Ausbruch des Krieges war sehr unruhig. Auch Polen machte mobil, und die Maßnahmen gegenüber der deutschen Bevölkerung wurden drastischer, insbesondere bei uns in der Nähe der Grenze (6 km). Es mussten neue Ausweise erworben werden, es gab Reiseverbote, Requirierung von Gespannen, die ja die einzigen Fahrmöglichkeiten für uns bedeuteten. Nachts ängstigte uns der Feuerschein der brennenden Häuser und Höfe, die die wildgewordene, aufgehetzte Bevölkerung ansteckte. Auch das Gut des Grafen v. d. Goltz, unsres Vorsitzenden in der Nachbargemeinde, wurde ein Raub der Flammen. Wir gingen nächtelang zu zweit und dritt um das Haus, um Brandstifter zu vertreiben. Und dann stand eines Morgens um 6.00 Uhr, ehe wir überhaupt wussten, dass der Krieg ausgebrochen war, deutsche Wehrmacht vor unserem Tor, die auf Landwegen ungehindert über die nahe Grenze gekommen war. Als dann unsere Glocke zu ungewohnter Zeit ungewöhnlich lange läutete, versammelten sich alle Deutsche des Dorfes vor unserem Haus und stimmte in unserem Jubel ein: Wir werden heimgeholt ins Reich! Den ganzen Tag und die Nacht über zogen Truppen

vorbei, machten bei uns halt und sorgten dafür, dass die Polen uns nichts antaten, die aber z.T. selbst geflohen waren.

Unsere Freude aber verging bald. Es kamen die ersten Nachrichten vom Bromberger Blutsonntag und von den Verschleppungsmärschen. Wir litten unter der Nachrichtensperre, alle Verbindungswege waren ja abgebrochen. Post und Telefon funktionierten nicht, auch war die Verbindung zur Inneren Mission in Posen, die weitgehend unsere Arbeit trug, unterbrochen. Schwestern und Kinder wussten nichts von ihren Angehörigen, die ja hinter den Kampflinien waren.

Als dann der „Polenfeldzug“ unerwartet schnell zu Ende ging, kehrte das normale Leben, aber in ganz veränderter Gestalt zurück. Neue „Gaugrenzen“ wurden geschaffen, alte Verbindungen aufgehoben, neue Menschen führten im Namen des Reiches neue Verordnungen durch. Der „Gleichschaltung“ fielen Vereine und Verbände, die ja neben den Kirchgemeinden weithin das Deutschtum vertreten hatten, zum Opfer. Der Staat übernahm die sozialen Einrichtungen. Auch das Werk in Wolfhagen wäre dem fast zum Opfer gefallen, hätten nicht Graf Goltz (ein Neffe der ersten Oberin und Vorsitzenden) und Pastor Eichstaedt in Bromberg energisch eingegriffen und die Maßnahmen des „Reichsstatthalters“ rückgängig gemacht. Infolgedessen musste die Oberin Margarete Pich mit einigen Schwestern das Haus verlassen, und Schwester Martha Zöckler übernahm mit ihren Schwestern das Mutterhaus und Werk.

Wie kam es nun aber zu dieser Übernahme?

Man muss weit zurückgreifen, um den Anschluss zu finden. Als der Polenfeldzug endete und Polen ausgelöscht und aufgeteilt wurde, begann der erste Abschnitt der großen Völkerwanderung von Ost nach West. Alle Deutsche aus den z.T. reinen deutschen Siedlungen (Galizien, Bessarabien, Wolhynten) wurden ins Reich umgesiedelt und den von den Polen zwangsweise geräumten Höfen und Wohnungen des neu gegründeten „Warthegaus“ angesiedelt. Vorerst kamen alle in Lager und wurden von dort weitergeleitet. Auch die ausgedehnten Stanislauer Anstalten mussten geräumt werden. Frau Lilli Zöckler, die Frau des ehemaligen Bischofs der Galiziendeutschen, hat in ihrem Buch „Gott hört Gebet“ sehr ausführlich und bewegend über diese Maßnahmen und das Schicksal dieser Menschen geschrieben.

In geordneten Trecks und Zügen wurde die Bevölkerung unter Mitnahme eines beschränkten Besitzes nach dem Westen gebracht. Die Stanislauer Anstalten kamen vorerst ins Lager bei Litzmannstadt (Lotz). Dort wurden die Kinder und Jugendlichen von den NS-Organisationen übernommen, die Schwestern und Alten aber blieben vorerst im Lager, da man hoffte, eine neue Arbeit beginnen zu können. Aber bald wurde ihnen mitgeteilt, dass in den neuen Gauen keine kirchlichen Arbeiten mehr entstehen würden. Auch die bereits bestehenden waren großen Schwierigkeiten von Seiten der Behörden ausgesetzt.

Inzwischen hatten sich Graf Goltz und Pastor Eichstaedt an den Kaiserswerther Verband gewandt, und auch hier griff Oberin Mohrmann tatkräftig ein. In Berlin traf sie sich durch Verbindung mit Bischof Dibelius mit der Familie Zöckler, und es wurde beschlossen, die Schwestern, die inzwischen in ein Lager bei Pirma gebracht worden waren, nach Wolfshagen zu senden. Bald schon konnten sie das Lager verlassen und die Arbeit in Wolfshagen übernehmen. Damit war die Weiterführung der Arbeit gesichert und es gelang, die Behörden wieder für das Werk zu gewinnen, so dass auch finanzielle Mittel zur Verfügung standen. Pfarrer Martin Zöckler, der Bruder der Oberin und Nachfolger seines Vaters Theodor Zöckler

Bezog das Pfarrhaus im benachbarten Elsingen und verwaltete die Kirchengemeinde. Er wurde, wie auch sein Vorgänger Pastor Rutz Anstaltsgeistlicher unseres Mutterhauses. Da die meisten Pastoren der Umgebung fast alle zum Kriegsdienst einberufen waren, musste er auch vielfach deren Vertretungen übernehmen, bis er selbst 1943 zum Wehrdienst eingezogen wurde. So waren wir wieder ohne Pfarrer. Es wurden neben der orthopädischen Arbeit, Sommerlager für haltungsgefährdete Kinder eingerichtet, vermehrt Lehrlinge zur Ausbildung aufgenommen und alte Verbindungen nach Potsdam-Babelsberg mit dem Oberlinhaus wieder aufgenommen. Von dort wurden Kinder zur Nachbehandlung nach Wolfshagen gebracht, wo sie bei guter Luft und guter Ernährung bessere Heilungschancen hatten, als in dem luftgefährdeten, alarmreichen Potsdam

So griff man eine alte Tradition aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg wieder auf, nach der Kinder aus dem Oscar-Helene-Heim Berlin auch nach Wolfshagen zur Nachbehandlung gebracht wurden. Ein altes Gästebuch zeugt von vielen Besuchen aus dieser Zeit. Freunde aus dem „Altreich“ kamen: Oberin Mohrmann und Pastor v. Lüttichau, Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, viele ehemaligen Stanislauer Freunde. Alle fanden in der Stille und Abgeschlossenheit des Dorfes Ruhe und Erholung.

Es wurden Schwestern zur Weiterbildung geschickt: auf die Krankengymnastik-Schule, zur Ausbildung in der Säuglingspflege, denn das Bromberger Städtische Säuglingsheim hatte dringend um Schwestern gebeten. So wuchsen die beiden Schwesternschaften zusammen, und die Stanislauer Schwestern konnten wieder Wurzeln schlagen. Doch dauerte diese „friedliche“ Zeit nur 4 Jahre. Der Krieg im Osten wurde immer bedrohlicher, der Russen-Einbruch im Sommer 1944 bedrohte auch die neuen Ostgebiete, und nur zu gern glaubten wir den Beruhigungsparolen der Regierung, dass keine Gefahr für uns bestünde. Wir feierten noch friedlich Weihnachten und Sylvester und ahnten nicht, dass es wieder einmal das letzte in der Heimat war. Danach überstürzten sich die Ereignisse. Die ersten Flüchtlingstrecks aus Ostpreußen kamen durch. Uns wurde zugesichert, dass im Falle einer Räumung die Anstalt ordnungsgemäß evakuiert würde. Als dann doch in der Nacht zum 21.01.1945 der Räumungsbefehl kam und wir Hilfe anforderten, hieß es nur, die benachbarten Güter sollten die Menschen mitnehmen. Die aber hatten mit ihren eigenen Trecks genug zu tun und waren für uns nicht erreichbar. Danach war niemand mehr zuständig. Noch nachts wurden die ersten zwei Leiterwagen mit den hauseigenen Gespannen vorbereitet und bei klirrendem Frost zuerst die Oberlinkinder und Schwestern abtransportiert, mit der Weisung, zu der nächsten Bahnstation (12 km entfernt) mit Zügen weiterzufahren und die Wagen zurückzuschicken, um die Nächsten zu holen. Ziel sollte für Alle das Oberlinhaus sein. Den ganzen Tag über warteten wir vergebens, bis uns doch noch telefonische Nachricht erreichte: sie müssten weitertrecken, denn es gäbe keine Bahnverbindung mehr. Auf abenteuerliche Weise gelang es uns dann doch noch, polnische Gespanne zu mobilisieren und noch alle Bewohner, z.T. sogar zu Fuß hinauszubringen. Uns liegen sieben verschiedene Fluchtberichte über diese Aktion vor, die allein schon ein Buch füllen könnten!!

Die allerletzte Gruppe mit Schwester Martha Zöckler, den Kleinkindern, „Gipskindern“, und Siechen kam unterwegs dann doch noch in einen Zug von Bahnarbeitern, die uns einen Viehwagen mit Strohlager zur Verfügung stellten, in dem wir im Laufe von 3 Wochen endlich entkamen und über Usedom-Wollin durch ganz Mecklenburg über Oder und Elbe in der Lüneburger Heide landeten. Das Leben im Viehwagen, ohne ausreichende Versorgung und ohne ein Ziel zu wissen, war eine harte Prüfung für uns.

Da wir die Kinder und Alten nicht auf dem Lande unterbringen konnten, wurde unser Waggon abgehängt und am nächsten Tage nach Stade an der Elbe gefahren, wo ein

Hilfskrankenhaus für Flüchtlinge eingerichtet war. Hier in der ehemaligen Berufsschule war nun endlich unsere Flucht zu Ende: kein Schießen mehr hinderte uns, keine Angst, von den Russen eingeholt zu werden, selbst die Alarme konnten uns nicht mehr schrecken. Wo aber waren die anderen alle geblieben? Über den Krankenhausdirektor gelang es Schwester Martha ein Blitzgespräche nach Berlin zu führen. Als sie uns nach diesem Gespräch zusammenrief und sagte: „Sie sind A l l e in Babelsberg gelandet.“, brachen wir in Tränen aus.

Noch vor Kriegsende gelang es, sämtlich Anstaltsbewohner in einem Lazarettzug von Babelsberg nach Stade zu bringen, wo in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager uns eine der fünf Baracken zur Verfügung gestellt wurden. Hier kamen die Feierabendschwestern, die Nähstube, die Wirtschaftsschwestern und die Familie Zöckler unter. Die behandlungsbedürftigen Kinder aber wurden nach Sahlenburg bei Cuxhaven verlegt. Dann ging der Krieg zu Ende. Wieder einmal ging uns eine Heimat unwiederbringlich verloren, wieder einmal wussten wir nichts von Angehörigen und Verwandten. Nur sehr langsam und spät erreichten uns Nachrichten über deren verbleib und die oft erschütternden Berichte der Zurückgebliebenen und Flüchtlingen, die nun über ganz Deutschland verstreut waren. Die Angst der einheimischen Bevölkerung vor einer englischen Besatzung wich, als das Leben weithin ungestört, aber mit großen Entbehrungen weiterging. Im Sommer kam auch Pastor Zöckler aus dem Lazarett zurück, wo er mit einer Kriegsverletzung ein halbes Jahr gelegen hatte und übernahm die Leitung der Schwesternschaft und die Verwaltung der Baracke. Auch hier haben die Schwestern in unermüdlichem Fleiß praktisch aus dem Nichts heraus wieder wohnliche Räume und erträgliche Verhältnisse geschaffen.

Die arbeitsfähigen Schwestern übernahmen zuerst die Pflege der typhuskranken Flüchtlinge im Hilfskrankenhaus und lösten dann im Städtischen Krankenhaus die „braunen Schwestern“ ab. Allein hätten sie die umfangreiche Arbeit nie geschafft. Es war wiederum Oberin Mohrmann, die sieben junge, gut ausgebildete Schwestern des Lötzener Mutterhauses zu uns vermittelte. Auch das Bremer Mutterhaus, wohin inzwischen Schwester Martha Zöckler als Oberin berufen wurde, stellte fünf Schwestern zur Verfügung, und so konnte die Arbeit gut fortgeführt werden. Zu unserem großen Kummer aber wurden die Lötzener Schwestern bald wieder abberufen, da das Lötzener Mutterhaus in Quakenbrück ein eigenes Mutterhaus mit neuer Auggabe einrichten konnte. Von diesem Aderlass haben wir uns nur schwer erholt. Die Schwestern wohnten in einem zum Krankenhaus gehörenden Mietshaus und in Privatquartieren der Stadt. Der einzige Versammlungsraum war der Speisesaal des Krankenhauses. Zum „Mutterhaus“ in der Baracke von Gut Hahle war es eine halbe Stunde Fußweg; wir hatten also kaum gemeinsames Leben. Der Wunsch nach einem eigenen Mutterhaus in Hahle wurde immer lauter. Als dann die Ausführungen eines Baues, zumindest einer Kapelle, in greifbare Nähe rückte, kam der Ruf der Landeskirche nach Göttingen, wo in einer leer gewordenen Kaserne ein Heimkehrer- und Flüchtlingskrankenhaus eingerichtet war und dessen Schwestern das Rote Kreuz wieder abgezogen hatte. Um den Bestand dieses jungen Werkes „Evangelisches Krankenhaus“ nicht zu gefährden, kam der Ruf an unser Mutterhaus

Nach langen Verhandlungen mit der Landeskirche und dem Vorstand des Krankenhauses kam im Sommer 1951 der Vertrag zustande, und wir rüsteten uns aufs Neue zu einem Umzug, der uns sehr schwer wurde; wir hatten gerade in Stade Wurzeln geschlagen und wären gern dort geblieben. Da der Vertrag mit dem Stader Krankenhaus noch ein halbes Jahr bestand, mussten wir bis zum Herbst dort bleiben, während in Göttingen schon der Umbau eines der vier Kassernenblcks zum Mutterhaus begann. Schwester Leni Zöckler und Pfarrer Zöckler waren viel unterwegs, Schwester Lotte von Unruh beaufsichtigte mit Herrn Architekt Ilse die

Bauarbeiten und richtete das Haus mit den noch in Stade bestellten Möbeln ein. In dieser Zeit arbeiteten bereits einige Schwestern im Krankenhaus: die Vorhut!

Als dann am 30.10.1951 der Stader Bus die Schwestern und übrigen Hausgenossen nach Weende brachten, erwartete uns die neue Heimat, in der wir nun schon 40 Jahre leben. Mit einer gemeinsamen Andacht wurden wir begrüßt und legten die Arbeit in Gottes Hände, denn uns standen schwere Jahre bevor. Das Mutterhaus trug (und trägt auch noch heute) die Inschrift:

**Diakonissenmutterhaus Ariel
(Zöcklersche Anstalten)
Göttingen-Weende**

Darin sollte sowohl das Stanislauer als auch das Wolfshagener Werk seine Würdigung finden.

Während der Stadener Zeit hatte Schwester Martha Zöckler, die inzwischen an das *Diakonissenhaus Bremen* berufen war, noch die *Betreuung unserer Schwestern* beibehalten. Man hatte wohl daran gedacht, sie einmal der Bremer Schwesternschaft anzugliedern. Als dann aber die Übersiedlung nach Göttingen in ein eigenes Mutterhaus kam, fühlte sie sich dieser Belastung nicht mehr gewachsen und gab das Amt an Schwester Leni Zöckler ab, die bisher die Krankenpflegeschule in Stade geleitet hatte. Zwischenzeitlich hatte Schwester Sophie Jaki die Betreuung der Schwestern übernommen.

Am 31.10.1951 nach unserem Einzug wurde Schwester Leni Zöckler in einem feierlichen Gottesdienst eingeführt. Dabei wurde auch des Stanislauer Werkes gedacht, denn dieser Tag war dort immer unter großer Beteiligung der ganzen evangelischen Gemeinden in Galizien begangen worden. Für viele Schwestern waren damit wehmütige Erinnerungen verbunden. An diesem Tag war auch Frau Oberin Mohrmann wieder unser Gast. Bischof Lilje ermunterte uns mit dem Wort: „Werdet nicht müde für morgen!“

Pastor Martin Zöckler übernahm die Krankenhausseelsorge und blieb Mutterhausvorsteher. Unterstützt wurden beide von Schwester Hildegard Seidel, die neben der Krankenpflegeschule die Verwaltungsarbeiten wahrnahm. Später gab sie die Schule an Schwester Wilfriede Engelmann weiter.

Das Haus lag damals in einer fast ländlichen Umgebung am Stadtrand von Göttingen. Ringsum konnten wir durch Wissen und Felder wandern, das Wild des nahen Waldes beobachten und ausgedehnte Spaziergänge machen. Damals gingen wir noch zu Fuß zur Plesse. Reges Leben herrschte damals im Haus. Neben den fünfundzwanzig Diakonissen und zwanzig diakonischen Schwestern lebten auch noch vierundzwanzig Schülerinnen der Krankenpflegeschule und achtzehn Vorschülerinnen mit uns. Im Parterre war die Pfarrwohnung, die des Hausmeisters, das Esszimmer und die Verteilerküche. (das Essen kam und kommt noch heute aus der Krankenhausküche). In einem abgeschlossenen Flur im Süden wohnten die Schülerinnen jeweils sechs in einem Saal. Genau so waren die Vorschülerinnen im 1. Stock untergebracht. Daneben wohnten die Feierabendschwestern, und mit einem Balkon verbunden hatten sie ihr Esszimmer, während daneben das große Wohnzimmer für uns alle lag, in dem wir viele schöne Feste feierten.

Im 2. Stock waren die arbeitenden Schwestern untergebracht, die vorerst auch noch zu zweit in einem Zimmer wohnten. Auf jedem Flur war ein großer, in Kabinen abgeteilter Waschraum, denn die Zimmer hatten noch kein fließend Wasser. Damals aber waren alle froh, dem Barackendasein entflohen zu sein und gepflegte Räume bewohnen zu können. Eine

besondere „Zelle“ im Hause bildete die Nähstube. Hier arbeiteten fünf unserer behinderten Erwachsenen, die schon in Wolfshagen ausgebildet worden waren und seitdem mit uns lebten. Hier wurde „aus alt macht neu“ ganz groß geschrieben. Sie erstellten die gesamte **Schwesternkleidung (nach Maß !)** und waren für alle praktischen Fragen und Dinge offen, die an sie herangetragen wurden, jeder fand Hilfe und guten Rat! Jeder Besucher kam auch zu ihnen, und jeder kannte jeden. Eifrig arbeiteten sie für den jährlich stattfindenden Basar. Die schönsten Stickereien, Klöppelspitzen und alle Handarbeiten stammten von ihnen, wobei sie von der Vorschule und den Schwestern eifrig unterstützt wurden. Diese Basare waren immer einer der Höhepunkte des Jahres, an dem der ganze Freundeskreis und das gesamte Krankenhauspersonal sich bei uns zum Kauf und zu Kaffee und Kuchen einfand. Den Abschluss bildete immer ein weihnachtliches Konzert.

So begann unsere Arbeit im Krankenhaus. Aus dem Heimkehrerkrankenhaus des Anfangs war ein Allgemeines Krankenhaus geworden, das „Evangelische Krankenhaus“. Es wuchs schnell von anfangs 100 Betten auf 300 Betten. Die Heimkehrerbetreuung lag in **Händen von Schwester Sophie Jaki, der Fürsorgerin des Krankenhauses**, bis dieser Zweig der Arbeit aufhörte. Bei den bis 1948 eingetroffenen Transporten wurden auch immer Weender Schwestern zur Betreuung nach Friedland abgeordnet.

Nach dem geregelten Leben im Stader Krankenhaus war der Neuanfang sehr schwer. Wie sollte man die Arbeit unter so primitiven Verhältnissen bewältigen. Es fehlte überall, die Betten waren schlecht, fahrbare Betten kamen erst viel später in Gebrauch, die Einrichtung z.T. noch aus Lazarettbeständen, war völlig unzureichend. Das Ganze stand noch im Zeichen der Nachkriegszeit und deren Armut. Zwar hatten die Göttinger Kirchengemeinden und ausländische Studentengruppen viel freiwillige Hilfe geleistet, um die verkommenen Räume (von den Besatzungstruppen verlassen) sauber und wohnlicher zu gestalten. Sie hatten gepinselt, gestrichen, Gardinen genäht, aber die großen Säle mit acht bis zehn Betten machten doch einen trostlosen Eindruck. Es gab kein fließend Wasser, man musste es in schweren Zinkeimern vom Ende des Flurs herbei- und wieder fortschaffen; es gab keinen Aufzug. Die Patienten mussten zum und vom Operationssaal getragen, bzw. über die schlecht gepflasterten Wege von Block zu Block gefahren werden. Oft fehlten die wenigen Pfleger und die Schwestern mussten selbst Hand anlegen und die Frischoperierten über die Treppen transportieren. Die Zahl der Stationen stieg von sieben auf zwölf. Neben 26 Diakonissen und diakonischen Schwestern wurden freie Kräfte eingestellt, um die ständig wachsende Arbeit zu bewältigen. Da dem Mutterhaus die Gestellung des Pflegepersonals oblag, wurde großer Wert auf den Ausbau der Krankenpflegeschule und der Pflegevorschule gelegt, die den Nachwuchs für die Pflegearbeit garantierten. Damals kamen die ersten männlichen Pfleger zur Ausbildung.

Bald aber reichten die Räume des Mutterhauses nicht mehr aus. Es war den jungen Menschen nicht mehr zuzumuten, zu sechst in einem Raum zu wohnen und zu schlafen; so war es für uns alle eine ganz große Freude, als 1962 der Plan eines Neubaus gegenüber dem Mutterhaus als Jugendwohnheim verwirklicht werden konnte, und Krankenpflegeschule und Vorschule dort einzogen. Im Mutterhaus wurde nun Platz und nach 10 Jahren eine Renovierung notwendig. Nun konnten Einzelzimmer mit Waschräumen eingebaut werden, Im Dachgeschoss entstanden zwölf Einzelzimmer, ein Fahrstuhl brachte dem ganzen Haus Erleichterung, und der Kirschsaal im 2. Stock war nun auch für Krankenhauspatienten zugänglich. Die Vorschülerinnen unter Leitung einer Haushaltslehrerin und der Hausschwester übernahmen die Hausarbeit und die Pflege der alten Schwestern, sorgten aber auch sonst für viel Abwechslung im Tageslauf. Sie kochten für sich, bastelten viel, besonders für den alljährlich stattfindenden Basar. Erst als die Vorschule 1972 aufgegeben werden musste, weil sie

finanziell nicht mehr tragbar war und die Mittel dafür nicht mehr bereitgestellt wurden, mussten wir zum ersten Mal fremde Hilfskräfte einstellen.

Eine besondere Freude war es für die Schwestern, dass uns Gräfin von Hardenberg sen. Auf dem Gut Levershausen eine Wohnung und später des Gutshaus zur Verfügung stellte, wo wir den ganzen Sommer über Schwestern und Gäste aufnehmen konnten. Es wurden dort Treffen, Freizeiten und Tagungen abgehalten, und alle genossen die herrliche Stille inmitten von Wiesen und Feldern, dem Wald und den nahen Harzvorbergen.

Nachdem das Haus anderen Zwecken zugeführt wurde (es ist jetzt ein Golfplatz dort), bekamen wir noch eine Wohnung im nahen Forsthaus, wo wir gerne einkehrten. Nach dem Tod der „alten Frau Gräfin“ hielt ihre Schwiegertochter, Gräfin Adelheid, diese Verbindung aufrecht und begleitete noch jetzt unser Leben im Mutterhaus mit warmer Anteilnahme. Da die Zahl der im Krankenhaus arbeitenden Diakonissen aus Altersgründen abnahm, die Zahl der freien Schwestern und männlichen Pfleger immer mehr zunahm, gab das Mutterhaus den Gestellungsvertrag mit dem Krankenhaus 1977 auf. Es blieb aber bei einer engen Zusammenarbeit beider Häuser. Zu dieser Zeit arbeiteten noch zwei Diakonissen und sechs diakonische Schwestern dort.

15 Jahre lang hat Schwester Leni auch die Pflegedienstleitung des Krankenhauses innegehabt, bis sie diese aufgeben konnte. Sie war der Mittelpunkt unseres Hauses und hat mit ihrer herzlichen gewinnenden Art nicht nur viele Freunde für unser Werk gewonnen, sondern auch zu einem erfreulichen, fruchtbaren Miteinander von Vorstand und Schwesternschaft beigetragen. Als sie 1972 in den Ruhestand ging, wurde Schwester Hildegard Seidel als Oberin eingeführt. Schwester Leni blieb aber im Mutterhaus. Der Übergang war nahtlos, das Schwester Hildegard ihre Ämter im Mutterhaus weiter behielt und mit Pastor Zöckler weiterarbeitete. Zu ihrer Einführung versammelte sich in der Christopheruskirche ein großer Freundeskreis, Abgeordnete der benachbarten Diakonissenhäuser und die ganze Krankenhausgemeinde; sie war ja Allen schon seit unserer Ankunft hier bekannt.

In dieser Zeit leerte sich allmählich das Haus. Die alten Schwestern starben, neue Menschen kamen nicht mehr zu uns, und wie in allen Mutterhäusern wirkte es sich aus, dass junge Menschen sich nicht mehr in die enge Bindungen eines Mutterhauses fügen mögen, auch hätten wir ja außer dem Feierabend keine Arbeitsmöglichkeit mehr gehabt. Viele der jungen Schwestern zogen in eigene Wohnungen in der Stadt, die Hausmeisterwohnung stand leer, und auch die Pfarrfamilie zog aus, nachdem Pastor Zöckler als Krankenhausseelsorger in den Ruhestand getreten war. Er blieb aber unser Mutterhauspfarrer.

Wir entschlossen uns, in die beiden oberen Etagen zu ziehen, und auch hier erfolgte wieder ein notwendiger Umbau. Der Kirchensaal wurde in das Erdgeschoss verlegt und die frei gewordenen Räume vorübergehend an Studenten und schließlich die ganze untere Hälfte des Mutterhauses an das Krankenhaus vermietet. Jetzt leben noch zwölf Diakonissen und diakonische Schwestern miteinander und teilen ihr Leben mit einigen Mitbewohnern, die z.T. schon ihr ganzes Leben mit uns verbracht haben. Die noch freien Zimmer stehen Gästen zur Verfügung, und gern wird auch von Angehörigen der Krankenhauspatienten von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, hier zu übernachten oder auch längere Zeit bleiben zu können.

Nachdem sich Schwester Hildegard bei zunehmendem Alter vergeblich um eine Nachfolgerin bemüht hatte, bot sich die Gelegenheit, Frau Kuhlmann zu gewinnen, die lange Zeit Krankenhausfürsorgerin und Mitglied unseres Vereins war. In enger Zusammenarbeit mit

Schwester Hildegard übernahm sie deren Arbeit und entlastete sie endlich. Wir waren unter ihrer Fürsorge gut aufgehoben und konnten jederzeit mit unseren kleinen und großen Dingen und Sorgen Gehör bei ihr finden. Als Pastor Zöckler 1988 starb, übertrug ihr der Vorstand dessen Pflichten, die ja mit der Zeit immer kleiner geworden waren.

Als dann Frau Kuhlmann 1991 in den Ruhestand trat, bot das uns befreundete Kasseler Mutterhaus Hilfe an. Schwester Annemarie Pfetzing wurde vom Vorstand zur Leitung berufen und mit der Verabschiedung von Frau Kuhlmann in ihr neues Amt eingeführt. Ein großer Freundeskreis, die Kasseler Schwestern und Angehörige versammelten sich zu diesem festlichen Tage. Schwester Hildegard aber konnte nicht mit dabei sein, sie lag nach einem Herzinfarkt schon lange im Krankenhaus. Wir hofften, sie nach der Entlassung noch lange bei uns zu behalten, da beendete ein neuer Herzinfarkt am 14. 11. plötzlich ihr Leben. Inmitten einer großen Trauergemeinde brachten wir sie bei unsern Schwestern auf dem Weender Friedhof zur letzten Ruhe. Mit ihr ging ein Stück Mutterhausgeschichte zu Ende, und wir konnten uns nur schwer an das Leben ohne sie gewöhnen.

Schwester Hildegard hat es noch erleben können, dass für die Fortführung unseres Mutterhauses eine neue Arbeit in Aussicht genommen wurde. Der Vorstand beschloss die Gründung eines Hospizes, für das in Göttingen schon verschiedene Einrichtungen interessiert sind. Ein Ausschuss für Hospizfragen im Vorstand des Mutterhauses mit Pastor Langenbruch und Schwester Annemarie treiben die Dinge voran.

Es ist noch ungewiss, wie dieser neue Weg für uns weitergeht, wir trauen aber auf den, der uns bisher geleitet hat und weiß, wohin Er uns führt.